

Nr. 156. Bydgoszcz / Bromberg, 13. Juli 1937

Herzschlag zwischen den Bergen

Roman von Andre Mairock.

(4. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Trotz dieser ermunternden Worte des Herrn Hammer war Bruno heut doch nicht recht bei der Sache, so daß ihn Herr Hammer, was ja noch nie vorgekommen war, des öfteren mahnen und tadeln mußte; aber er tat es mit Verstehen und Geduld.

Seine Gedanken waren zu zerfahren: er sah die herrische Martha vor sich, hörte die Leute über die Hochzeit reden und dann tauchte wieder die Gestalt des Fallmüllers vor seinem geistigen Auge auf, wie er mit verlangenden Augen die weiten Grundstücke des Falkenhofes schätzte . . .

„Was hast du denn heut?" fragte ihn sein Freund Robert Heller während einer Atempause. „Du tust, als stündest du heut das erstemal auf der Bühne!"

„I bin nit recht aufg'legt zum Spielen!" entgegnete Bruno. Dabei schweiften seine Blicke unstet durch den Raum, bis sie endlich an einem schönen, jungen Mädchen haften blieben, das allein beiseite stand und in seinem Rollenheft blätterte.

Dieses Mädchen war die Tochter des Herrn Hammer, Luise hieß sie und war erst ein knappes Vierteljahr in Hochwies. Früher war sie irgendwo draußen in der Welt und führte nun dem vereinsamten Vater den Haushalt. Sie hatte eine schöne Stimme und konnte recht gut Klavier spielen. Auffallend war ihre Schönheit und es war merkwürdig genug, daß Bruno gerade heute dieses Mädchen genau studieren mußte; ihm gefiel dieser kindliche Ernst in ihrem schönen, bleichen Gesicht, ebenso die großen, sprechenden Augen, die so wundervoll schauen konnten. Wie kam es nur, daß er das alles bis heute übersah? Freilich, sie war für ihn eine Fremde und gehörte in eine ganz andere Welt als er, der rauhe Sohn der Berge. Er erinnerte sich auch, daß Robert dieses Mädchen nach jeder Probe heimbegleitete — Herr Hammer kehrte gewöhnlich mit seinen Getreuen nochmals in der Gaststube ein — und die Gelegenheit längst damit nützte, dem schönen Mädchen näherzutreten. Sein Blick war nicht ganz frei von Neid, wenn er den Freund traf, den schmucken, aufgeräumten Forstmann, den Glücklichen! Was war er dagegen? Ein dummer Bauernbub, den wohl seine Welt mit Reichtümern überschüttete, dem aber die Freuden der anderen Welt verschlossen blieben. — — Aber war nicht jeder der eigene Schmied seines Glückes? Hatte er nicht genau so die Kraft in sich, das Schicksal zu meistern und zu lenken? — — Aber dagegen standen wieder die Sorgen auf, die Angst um die gefährdete Heimat, nach der sich bereits unsichtbare Hände ausstreckten. Er mußte das Gleichgewicht halten, wenn er den Gefahren trotzen wollte. So wartete er darauf, bis endlich Herr Hammer das Zeichen des Feierabends gab und die Spieler einzeln und gruppenweise das Lokal verließen.

Er näherte sich dem Mädchen, das sich eben zum Heimweg rüstete. „Fräulein Luise, darf i Sie heut heimbringen?" sagte er und das Zittern seiner Stimme verriet seine innere Erregung.

Das Mädchen sah ihn lange sprachlos an. Das Angebot kam ihr doch etwas zu überraschend . . .

Ihr Schweigen deutete er aber ganz anders: sein Auge wurde plötzlich finster, und mit einer Bitternis in der Stimme fuhr er fort: „Freilich, i bin bloß der Falken-Bruno, a Bauernbursch . . . und der Robert ist a studierter Forstmann! Es war a große Dummheit von mir . . .! — — Nix für ungut, Fräulein Luise! Gut Nacht!" —

Krachend flog die Tür zu. Das Mädchen blickte scheu um sich: aber es war ja alles so schnell gegangen, daß niemand etwas davon bemerkt hatte, und selbst Robert trug eine sorglose, heitere Miene zur Schau, als er sie zum Heimweg abholte.

*

Mit raschen Schritten lief Bruno durch die Gassen des Dorfes. Der laue, föhnige Wind trieb schwarze Wolken über die Dächer, und bisweilen zeigte sich hinter den himmelragenden Felsbergen der Mond. Er hatte ja heute keinen Blick für dieses nächtliche Bild; an sich selbst irre geworden, durcheilte er das Dorf und lief die Straße entlang. Bis heute hatte er nur an seinen Bergen wahre Freude und sein Herz hatte nur die eine Leidenschaft gekannt, gefährliche Gipfel zu bezwingen und den Fuß erstmals dorthin zu setzen, wo noch keines Menschen Fuß gestanden hatte; kein Edelweiß konnte sich vor seinen Blicken verbergen, und sein Lachen hatte schon die jungen Steinadler in ihrem luftigen Horst erschreckt . . . Und das sollte jetzt mit einemmal anders geworden sein? Ja, in seinem Innern machte sich eine neue, fremde Natur breit; eine neue, fremde Welt tat sich vor ihm auf, die schwerer zu betreten war als die glatten, steilen Steinhänge droben auf der Trettachspitze. — — — Wie kam es nur, daß er sich dieser Welt zuwandte? Einmal würde ja doch die Zeit kommen, wo er wieder seinen Weg in die Berge einschlagen mußte und wäre es nur deshalb, den fortgescheuchten Frieden zurückzuholen. Wenn nur erst die Hochzeit vorbei wäre; — — Ach, diese Hochzeit! — —

Plötzlich blieb er stehen und wunderte sich nun selbst über seine Gedankenlosigkeit: er stand da auf dem Kreuzweg, von welchem es rechts zum Falkenhof und links zum Fallmüller hinaufging. Was hatte er denn hier zu schaffen? — — Hier stand er schon als kleiner Schuljunge und wartete auf die kleine, dicke Fallmüller-Wally, um mit ihr gemeinsam den Schulweg zu machen. Hundertemal war er an dieser Stelle gestanden, ohne sich besondere Gedanken zu machen . . . und heute schien es ihm, als wollten sich all die kleinen Fäden zusammenfügen zu einem dicken, unentwirrbaren Knoten . . .

Von der Höhe, auf welcher der Hof des Fallmüllers lag, kamen rasche, leichte Schritte. Er horchte auf: ja, es waren dieselben Schritte damals, als er auf seine Schulgefährtin gewartet hatte. Wally? — — Um diese Zeit? Es mußte doch schon bald Mitternacht sein!

In der Dunkelheit tauchte eine Gestalt auf. Träumte er denn . . .?

„Wally!"

Bei diesem Anruf fuhr das Mädchen erschrocken zusammen.

„Brauchst dich nit z'fürchten! I bins . . . der Falken-Bruno! — — Wohin so spät?"

„Ins Dorf, Hilfe holen: a Rind ist zum Kalben und dauert schon über a Stund . . .!" Schon wollte sie an ihm vorbei, dem Dorf zu.

„Halt!" Bruno mußte an das unschuldig leidende Tier denken . . . und wenn es auch ein Rind des Fallmüllers war, es war ein leidendes Tier.

„Du?" rief das Mädchen freudig überrascht.

„Warum nit? — — Du meinst, weil i a Sohn vom Falkenhof bin?"

„I hätt mi nit traut, dich drum anzugehen . . ."

„Komm!" rief er und bog in den Seitenweg ein. Aber er lief so rasch, daß ihm das Mädchen kaum folgen konnte und immer weiter hinter ihm zurückbleiben mußte. Als er das bemerkte, blieb er stehen und wartete, dann reichte er ihr seine Hand und zog sie mit sich fort, die Höhe hinauf.

Wally hatte sich längst schon über sein seltsames Benehmen gewundert, als er sie aber bei der Hand genommen, war etwas, gleich einem elektrischen Schlag, durch ihren Körper gefahren. Ihr Fuß stockte . . .

„Was hast du denn?" fragte er und sah einige Augenblicke auf ihr zuckendes Gesicht nieder. „Paßt dir dös nit, wenn man dich bei der Hand führt? — — Die feineren Leute machens doch immer so . . . und was die können, dös können wir auch! Oder?" — — — Bitter kamen diese Worte aus seinem Mund, daß sich selbst das einfache Bauernmädchen darüber einige Gedanken machte. Aber sie wagte es nicht, weiter zu fragen; denn die Falkenbuben waren seltsame Buben! — — —

So erreichten sie den Einödhof des Fallmüllers. Aus den Stallfenstern flackerte ein trübes Licht. Wally öffnete die Tür . . .

Bruno sah den Fallmüller breitschultrig vor einem liegenden Rind stehen, sah zwei große, ängstliche Tieraugen hilfesuchend auf sich gerichtet. Die Not des Tieres bestimmte ihn zu raschem Handeln. Für die Leiden der unvernünftigen Geschöpfe hatte er immer schon ein fühlendes Herz, wie jeder gute Bauer . . .

Nach einer Viertelstunde schon blökte im Stall des Fallmüllers ein neugeborenes Kalb, und dazwischen hinein schrie erlöst und freudig die Mutterkuh.

Bruno stand vor einem Wassereimer und wusch sich die Hände. Es war eine schwere Arbeit, aber er konnte ja umgehen mit Tieren, und Kraft hatte er auch . . .

Der Fallmüller stand neben ihm und dankte ihm nach seiner Art, mit knappen, kurzen Worten.

„Dös war nit mehr als recht, Fallmüller! Wir Menschen sind alle aufeinander angewiesen!"

Der Fallmüller nickte verständnisvoll mit seinem großen Kopf und streckte ihm freundschaftlich die Rechte hin.

„Gut Nacht", sagte Bruno kurz und ging. Sofort zog er die Tür hinter sich zu; er hatte Angst, der Fallmüller möchte ihm noch das Geleit über die Schwelle geben, wie es hierzulande Sitte war, und das wollte er verhindern.

Da tauchte vor ihm, wie aus dem Boden gewachsen, die Fallmüller-Wally auf. „Bruno!" sagte sie mit halblauter, zitternder Stimme.

„Was gibt's noch, Wally?"

Ihre Augen leuchteten aus ihrem dunklen Gesicht, und ihr Atem ging rasch und laut. „Es ist heut das zweitemal, daß du mir g'holfen hast. Das erstemal hast mich aus dem Wasser gezogen, damals, als wir zwei nach der Schule über die dünne Eisdecke g'laufen sind!"

„Und da denkst du noch dran? Wir sind doch noch Kinder g'wesen!"

„Ja, Kinder!" Es war, als wollte sie sich in eine ferne Erinnerung verlieren. „So oft i über den Kreuzweg laufe, denk i dran . . . und i werde es auch nie mehr vergessen!"

„Wally!" — Er konnte ihr doch nicht sagen, daß auch er sich immer noch an jene Tage erinnerte, wenn er am Kreuzweg stand, wo sie sich damals, als Kinder jeden Morgen getroffen und jeden Abend getrennt hatten. Eine lange Zeit lag dazwischen, beide waren zu großen starken Menschen geworden und der Zwist zwischen den beiden Einödhöfen, den sie als Kinder noch nicht verstanden, hatte sie später entfremdet.

„Bruno," sagte sie noch einmal, und wieder leuchteten ihre Augen so merkwürdig auf, daß er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

Dann riß er sich zusammen. „Sei g'scheit, Mädle! Schau, es kommt doch alles ganz anders als wir meinen! — Gut Nacht, Wally!"

Rasch lief er den Höhenweg zurück. Der Mond stand jetzt hoch am Himmel und die Berge hingen wie schwarze Wolken hinter dem stillen, schlafenden Dörfchen . . .

Immer schneller ging Bruno, als wollte er den eigenen Gedanken davonlaufen. Ja, heute war es ihm zur Gewißheit geworden, was er immer dunkel geahnt hatte: die Fallmüller-Wally liebte ihn! — Mit welchem Recht konnten die Leute behaupten, daß sie darauf gewartet habe, sein Bruder würde sie heimführen als Bäuerin des Falkenhofes?

Dann sprangen die Gedanken wieder ab: die andere Welt tauchte vor seinen Augen auf, in die er heute erstmals einen Blick getan hatte und diese Welt lockte . . . lockte . . .

Frühlingsahnen . . .

Der Hochzeitstag rückte näher; der Winter hatte bereits abgedankt. Der Frühling kam. Doch waren die Sonnenstrahlen noch kraftlos. Wo sie nicht hingelangen konnten, faßte immer noch der Frost die Erde. Aber die Herzen der Menschen wurden warm daran und füllten sich mit hoffnungsreichem Ahnen.

Als Bruno zum Erlenberg aufstieg, um mit Luzie den verabredeten Ausflug zur Geisalpe zu machen, atmete er mit tiefen Zügen die frische, würzige Bergluft ein. Er fühlte, daß es ihm wieder leichter ums Herz wurde, daß der Frühling vor der Tür stand. Und wie jedes Jahr, so freute er sich auch heuer auf den Sommer. Er rechnete die Wochen aus, bis wieder Almrausch und Enzian blühten und in den feuchten Felsgründen das Edelweiß lockte.

Luzie stand vor der Hütte und wartete auf den Freund und als er endlich aus dem Jungforst trat, eilte sie lachend, wie der Frühling selbst, auf ihn zu.

Bruno blieb überrascht stehen. Sie sah heute wirklich reizend aus: „Grüß dich Gott, Mädle! — Wie schön du heut bist," sagte er einfach und betrachtete sie mit seinen ehrlichen Augen voller Wohlgefallen.

Hand in Hand, wie zwei glückliche Kinder, gingen sie in die Hütte, scherzten noch kurze Zeit mit Richard, der sich eben damit beschäftigte, mit einem alten Feldstecher die Nordhänge des Hohen Lichtes nach Skifahrern abzusuchen, verabschiedeten sich dann von ihm und brachen auf zur Geisalpe.

Der Weg war noch schlecht und teilweise mit dicken Eiskrusten überzogen, die, von der Sonne beleckt, langsam auftauten. Aber das konnte sie nicht daran hindern, ihr Vorhaben auszuführen, und wollte es gar zu schlimm werden, dann nahm er das leichte Mädchen auf seinen Arm und sprang damit über die Pfützen hinweg.

Luzie sprach absichtlich kein Wort über jene Stunde, in der er ihr das letztemal in der Hütte so merkwürdige Dinge erzählt hatte; sie freute sich an seiner guten Stimmung und wollte diese ihm heute unbedingt erhalten.

So kamen sie nach einer knappen Stunde schon an der Geisalpe an. Auf einer waldumsäumten Bergwiese, die dank ihrer sonnigen Lage schon fast schneefrei war, stand eine kleine Almhütte, und ringsum türmten sich die felsernen Bergriesen auf.

„Bie Gott! Der Senn ist auch schon da", rief Bruno erfreut aus und deutete auf den kleinen Kamin der Hütte, aus welchem der Rauch kerzengerade zum Himmel stieg. „Schauen wir rein zu ihm?"

Luzie war gleich damit einverstanden und stieg mit ihm zur Hütte auf.

Es war ein wunderbarer Blick, der sich hier bot. Noch einmal blieben sie stehen und schauten über die Berge hin . . .

Plötzlich holte Bruno tief Atem und begann zu jodeln. Dabei hingen seine Augen begeistert am wolkenlosen, sonnigen Frühlingshimmel. Immer höher stieg seine Stimme, immer heller erklang der Jodler. Die Berge warfen ein vielstimmiges Echo zurück . . .

Luzie hörte ihm ergriffen zu. So schön hatte sie noch nie in ihrem Leben jodeln gehört. Auch an der Hütte öffnete sich jetzt ein Fenster und die ersten Gäste lauschten auf den wundervollen Frühlingsgruß des Bergsohnes.

(Fortsetzung folgt.)

Herz im Kohlenstaub.

Skizze von Gertrud Altrichter.

Vom Tagebau bis zum Braunkohlenwerk läuft eine Drahtseilbahn. Nahezu drei Kilometer führt sie über grünwogende Felder, über atmende Wiesen und schmale, pappelumsäumte Bäche. Die Transportkästen sehen klein und winzig aus, wenn sie im Abstand von dreißig Metern hoch durch die Luft dahingleiten. Sie begegnen sich unterwegs, wenn die einen ihrer Last entledigt zurückgleiten, während die anderen mit gefüllten Bäuchen vorwärtsschaukeln, bereit, ihren Inhalt auf den bekannten Hebeldruck hin abzugeben. Groß aber sind sie wenn sie im ersten Stock des rußigen Werkgebäudes angekommen, dort wo Franz Moldtke auf sie wartet.

Er lehnt am Pfosten der Einfahrsöffnung wie in einer Zimmertür ohne den anschließenden Raum. Er kann von seinem Platz aus weit in die Gegend schauen, hinüber zu dem flinken Bach, der von alten Pappeln behütet wird, und unter deren Schutz die Wellen ihr immer fröhliches Liedchen glucksen. Aber er hat nicht viel Zeit dazu. Zuweilen wirft er wohl einen Blick hinüber, aber sonst schaut er unter den Drahtseilen entlang auf den nächsten Transportkasten, der immer viel zu schnell herankommt.

Jetzt ist er schon wieder da. Der Mann, erhitzt und rußverschwärzt im Gesicht und an den Händen, greift zu und kuppelt ihn vom Zugseil los. Dann schiebt er ihn in den dunklen, schattenhaften Raum hinein, in dem ein dünner, graubrauner Nebel von Kohlenstaub hängt. Weich und fast unhörbar gehen die Schritte des Arbeiters im Staub über den Fußboden. Die Rollen des hängenden Transportkastens gleiten vom Fahrseil auf eine Schiene. Noch ein ganz kleines Stück muß Franz Moldtke schieben, bis der Kasten endlich über dem Schacht hängt. Dann kippt er ihn aus. Die Kohle poltert hinab zur Mühle und zieht eine mächtige Staubwolke empor. Nach wenigen Minuten ist der nächste Transportkasten heran. Der Mann kuppelt los, schiebt ein Stückchen und kippt. Die Kohle versinkt, indes eine neue Staubwolke aufwirbelt.

So geht es ganze acht Stunden lang. Staub — braun und flüchtig, solange er trocken blieb, aber schwarz und fettig, sobald er feucht wurde, Staub sitzt auf den Schultern des Mannes und in den Ohren. Er sitzt um die Augenlider, auf Lippen und Nase. Der Mann hustet oft und fährt sich dann über das Gesicht. Mit einem Kameraden teilt er diese Arbeit, die durchaus nicht die schwerste, aber die dreckigste in der ganzen Grube ist.

Hier ist kein sorgfältiges Achtgeben auf kleine Hebel und Manometer notwendig. Kein ölglänzender Maschinenteil erfordert peinliche Pflege. Nur derbe Griffe und festes Zupacken sind am Platze. Die klobigen Kästen, die Rohkohlebrocken sie wollen in gleicher Weise behandelt werden.

Franz Moldtke tränt das linke Auge. Ein Kohlekorn ist hineingeflogen. Das kommt hier oft vor. Es kommt schon von selbst wieder heraus, wenn man nur nicht anfängt, zu wischen. Dann ist es aus, dann kann man getrost nach Hause gehen.

Das Auge blinzelt. Der Mann greift nach der Kaffeeflasche, die in der Nische des blindgewordenen Fensters steht. In diesem Kohlenstaubwirbel muß man sehr viel trinken. Die Kehle ist stets wie ausgedörrt. Sie preßt freudig drei große, feste Schlucke nach hinten. Einen Augenblick muß der Transportkasten halten, dann fliegt die Flasche auf das Fenster zurück, ein gewaltsamer Ruck mit der Faust, der Hebel klappt mit einem lauten Geräusch, und los ist der Kasten vom Zugseil.

Der Mann läßt das Gewicht seines Körpers gegen das feste Gestänge fallen und schiebt mit gestreckten Armen, weit nach vorn gebeugt. Da ist der Schacht schon. Der Mann kneift die Augen zu. Das linke tränt immer heftiger, und gleich wird die Staubwolke wieder hochgehen.

Aber da — ja, was hockt denn da auf dem Rand. Ein kleiner blinder Passagier ist mitgekommen, ein zitterndes, verängstigtes Vögelchen. Eine kleine Sekunde nur, und er hätte den Kasten hinuntergekippt. Der Mann beugt sich vorsichtig über das kleine Vögelchen, das sich nicht zu rühren wagt. „Nein", sagt er leis und behutsam. „Kein Mensch kippt dich dort hinunter. Du mußt dich nicht fürchten."

Das Vögelchen schaut ihn jetzt mit blanken Augen an. Am Kopf stehen zwei lustige Federbüschel fürwitzig in die Höhe. Aber das kleine Herz schlägt noch immer hastig und furchtsam

Da krümmt der Mann mit den groben, schwarzen Händen seine Finger unbeholfen um den kleinen Vogel. Das Tierchen zuckt mit den Flügeln, dann hält es ganz still. Die aufgeplusterten Federn geben nach wie Luft. Der Leib ist jetzt ganz klein und schmal. Franz Moldtke hat jetzt ein winziges, zärtliches Lachen in dem schwarzen Gesicht. Er hält den Vogel nah vor die Augen und spitzt behutsam die Lippen.

Aber da kommt der nächste Transportkasten schon angerasselt und verdunkelt die Einfahrt. Der Mann geht hin und nimmt den Vogel in die linke Hand. Die rechte streckt er mit gewohntem Griff zum Hebel hinauf. Aber er nimmt sie sofort wieder zurück. Nein, das kann er nicht. Mit der rechten roh und gewaltsam den Hebel und mit der linken zart und behutsam den Vogel umschließen. Er würde den Druck auch auf die Linke übertragen und das Tierchen zerdrücken.

Einen Augenblick überlegt er. Dann setzt er es behutsam auf den Fußboden, mitten hinein in den braunen Staub. Möchte es doch sitzen bleiben!

Und dann hilft es nichts, er muß stoßen und schieben und zweimal kippen. Donnernd krachen die Kohlebrocken in die Tiefe. Die Staubwolken kommen hoch und lassen für Augenblicke nichts erkennen.

Franz Moldtke wagt es kaum, sich umzublicken. Langsam, fast zögernd entschließt er sich endlich dazu. Und kaum ist es zu fassen — da sitzt das Vögelchen noch immer auf dem gleichen Fleck. Es ist bei ihm geblieben. Er hockt sich nieder und streichelt es behutsam mit den Händen.

Natürlich, das linke Auge tränt schon eine ganze Weile, da flog das Kohlekorn hinein, aber das rechte, was ist damit geschehen? Verstohlen, obwohl er ganz allein ist, fährt sich Franz Moldtke mit der riesigen Hand über das Gesicht.

Schmied seines Glückes.

Leben und Werk des Lokomotivkönigs August Borsig.

Von **Paul Burg.**

Im Frühsommer 1737 freite der Zimmermann Michael Borsig, ein riesengroßer, breitschultriger Kerl mit blondem Haarschopf, in seinen hohen Schaftstiefeln wuchtig dahinschreitend, in Nieder-Pruntewitz ein blitzsauberes und putzmunteres Weibchen. Sie hatten nur einen Sohn Georg, und dessen Sohn Johann Georg Borsig wiederum kam als Zimmerpolier nach Breslau. Sein Sohn, der ebenfalls den Namen Johann Georg trug, diente bei der Leibschwadron im Kürassierregiment von Dolffs, als ihm im Jahre 1804 seine Ehefrau Susanne, geborene Werner, ein Söhnchen Johann Friedrich August gebar.

Der Bub lernte beim Vater auf dem Bau zimmern und besuchte die „Kgl. Kunst-, Bau- und Handwerkerschule" mit solchem Erfolg, daß er im ersten Jahr eine bronzene, im zweiten eine silberne Ehrenmedaille und im dritten als Bester ein Stipendium für das „Kgl. Gewerbeinstitut" in Berlin bekam. „Vater, es ist eine neue Zeit angebrochen", schrieb er 1823 nach Hause, „ich habe umgesattelt; ich werde Maschinenbauer, denn wir werden Maschinen erleben, die noch keiner ahnte und die alles umwälzen!" Aber der Geheime Oberbaurat Beuth, sein Lehrer an der Gewerbeschule, militärisch straff und im übrigen ebenso schroff wie der junge Hartkopf Borsig, schickte ihn, weil der Junge angeblich in der Chemie zu wenig leistete, von der Schule weg.

„Werden Sie sonst etwas, aber nur kein Techniker!"

„Nun erst recht — Techniker will ich werden!"

Mit 21 Jahren noch einmal Lehrling, vorher Zimmergeselle, jetzt der Jüngste an der Dampfmaschine in der Eisengießerei von Eggels & Woderb am Oranienburger Tor, militäruntauglich „wegen zu dicken Halses", machte sich August Borsig als Gießer und Monteur bald unentbehrlich, wurde schon 1827 mit fünfhundert Taler jährlichem Gehalt und Gewinnanteil technischer Betriebsleiter der Eisengießerei, und heiratete 1828 ein einfaches Mädchen Luise Praschel, die ihm Groschen und Taler sparen half, daß man sich später selbst einmal eine kleine eigene Maschinenfabrik gründen könne.

Der Dampfmaschine gehört die Zukunft der ganzen Welt! war Borsigs felsenfester Glaube. Er studierte an der alten englischen Feuermaschine von 1799 in der Kgl. Porzellanmanufaktur, verfolgte die Entwicklung der Stephensonschen Dampfkessel auf Rädern zu Fortbewegung

von Lasten mit größtem Eifer und war, als Deutschland seine erste Eisenbahn Nürnberg—Fürth erlebte, fest entschlossen: Ich baue Lokomotiven!

Im Frühling technischen Aufblühens in deutschen Landen — als Friedrich Lists Leipzig—Dresdener Bahn im April 1837 ihre erste Teilstrecke bis Althen befuhr — trat August Borsig vor Herrn Eggels: „Geben Sie mich frei für meine Lebensarbeit an der deutschen Eisenbahn! bis jetzt kommen alle Schienen und Maschinen für teures Geld aus England, werden von Engländern befeuert und gefahren — auch in Deutschland muß Unternehmergeist erwachen!“

Fünftausend Taler hatte sich Borsig erspart, ebensoviel betrug die Abschlußvergütung, die man ihm auszahlte. Freunde steuerten zu, so daß er am Oranienburger Tor ein stattliches Grundstück für seine kleine Maschinenfabrik erwerben konnte, in der ihm Soldaten aus der benachbarten Kaserne bis Zapfenstreich beim Eisenguß die Blasbälge treten halfen. Er goß Rahmen für Spiegel und Bilder, daß der Schornstein rauchte. Und für die Berlin—Potsdamer Eisenbahn 1838 durfte er nur die Kippwagen für den Erdtransport liefern. Aber er stand nah dabei, als der Kronprinz Friedrich Wilhelm bei der Eröffnungsfeier das Wort sprach: „Den Karren, der da rollt, wird niemand mehr aufhalten.“

Borsigs eiserner Fleiß und unermüdliche Energie setzten durch, daß er für die Berlin—Anhalter Bahn die erste Lokomotive bauen durfte. Am 24. Juni 1841 früh 4 Uhr setzte sie sich in Bewegung zur Probefahrt nach Groß-Beeren. „Seht, sie geht!“ rief ihr Erbauer jubelnd aus. Nach dem Manne, der ihn vor fünfzehn Jahren aus der Gewerbe-Akademie hinausgeworfen hatte mit dem Rat, er solle Schuster werden, nach dem Vater der deutschen Technik benannte er sie: Beuth. Und dieser übereichte ihm schmunzelnd den vom König verliehenen Roten Adlerorden mit den Worten: „Bravo, Borsig! Sie haben heute eine breite Bresche in die englische Front auf dem Festlande geschlagen!“

Diese erste deutsche Lokomotive feierte einen Triumph. „Diese Tat ist eine historische für unser Vaterland“, schrieb der Berliner Volkskalender. Borsig, der ein amerikanisches Modell eilig nachgeahmt hatte, ruhte nicht, verbesserte rastlos, stellte die besten Schmiede und Meister ein, lieferte binnen zwei Jahren noch 18 Lokomotiven und übertrumpfte bei einer Wettfahrt auf der Stettiner Bahn bei Chorin die Engländer auch in Geschwindigkeit und Leistung. Mutig tat er den nächsten Schritt, deutsche Maschinen aus deutschem Eisen auch auf deutschen Schienen laufen zu lassen; legte 1847 in Moabit eigene Eisenwerke an und kaufte, als ein wahrhaft moderner Großindustrieller, Erzbergwerke und Steinkohlenfelder in seiner Heimat Schlesien, um selber deutsches Eisen zu erzeugen. Der Staat überließ ihm dazu um billigen Preis die alte Maschinenfabrik der Kgl. Seehandlungs-Sozietät Friedrichs des Großen. Der Kgl. Hofbaurat Streck errichtete ihm formschöne Fabrikhallen, eine kostbare Villa und ein rasch berühmt gewordenes Gewächshaus; der Schmied Borsig war ein Freund zarter Blumen und hegte sie wie seine Kinder. Er war auch ein Freund der Künste, und der berühmteste Mann jenes Zeitalters, Alexander von Humboldt, galt als sein besonderer Gönner.

Am 25. März 1854 feiert Borsig mit seinen Arbeitern die Ablieferung der fünfhundertsten Lokomotive mit einem großen Fest. Zum Geheimen Kommerzienrat ernannt, erklärt er, diese Ehre treffe nicht ihn, sondern alle seine Mitarbeiter, die durch ihren redlichen Fleiß geschaffen hätten, was bis heute geworden sei, und rief ihnen in fröhlicher Laune zu: „Kinder, bewährt hier beim Essen und Trinken eure Kraft so, wie ihr sie in der Werkstatt zeigt! Bei der Tausendsten wollen wir noch tüchtiger feiern!“

„Sie sind wahrhaftig der Schmied Ihres Glücks!“ hatte der König ihn angesprochen. Drei Monate später war August Borsig tot, plötzlich an Gehirnlähmung verschieden, und fünfzig Jahre und dreizehn Tage alt, ein Riese, von der Höhe seines Lebens in den Tod gerissen, eine deutsche Eiche, vom Blitz gefällt, und seine zweitausend Arbeiter trugen ihn in einem Leichenzug, wie Berlin einen solchen noch nie gesehen hatte, nach dem Dorotheenstädter alten Friedhof zu Grabe. Der große Alexander von Humboldt schritt hinter Borsigs Sarg, der große Bildhauer Rauch formte seine Büste.



Bunte Chronik



Staubwirbel und Sandtänze.

In wüstenartigen Gegenden mit trockenem Klima und felsiger, sandbedeckter Oberfläche wird nicht selten eine meteorologische Erscheinung beobachtet, welche gewiß zu den seltsamsten unserer Atmosphäre gehört. In Persien, Beludschistan, im Indusgebiet, in Nevada, in einigen anderen Ländern, aber bei weitem nicht in jeder wüstenartigen Gegend, beobachtet man alsdann bei völliger oder nahezu völliger Windstille, daß sich urplötzlich ein leichter Luftstoß erhebt, der eine Handvoll feinen Staubes vom Boden rafft und in die Höhe wirbelt. Ohne äußeres Zutun, rein aus sich selbst heraus, wächst dann diese kleine Staubsäule an, saugt den gröberen Sand des Bodens sichtlich auf, reckt sich in die Länge und Breite und beginnt zu kreisen. Bald rafft sie Gesträuch, Gras, Kies empor. Steine erheben sich und machen den Wirbel mit, und ringsum herrscht immer noch völlige Windstille und tiefes Schweigen. Die wirbelnde Säule reckt sich bei 8 bis 20 Fuß Durchmesser bis in die Wolken und endlich setzt sie sich in Bewegung. Der „tanzende Riese“, wie man diese wunderlichen Gebilde in Nevada nennt, ist fertig. Anfangs langsam, eilt er bald mit Windeseile über den dürren Boden hin, gern den Talzügen folgend und mitunter lange Reisen vollendend, bevor er sich geräuschlos, wie er entstand, auflöst. Der Eindruck der ungeheuren, geisterhaft durch die stille, sonnige, windlose Gegend schreitenden Gebilde auf die Reisenden ist großartig, dabei haben sie nichts von der zerstörenden Gewalt der Tromben und auch niemals die trichterförmige Gestalt der Wasser- und Windhosen. Manchmal kann man mehrere solcher Säulen zugleich sehen. In Indien wurden ihrer 20 an einem windstillen Tage in dem von hohen Bergen eingeschlossenen Tal Mingochac gezählt. Selten richten die wandernden Staubtänze Unheil an, da ihre Messen gering sind und man ihnen leicht ausweichen kann.



Lustige Ecke



Man muß sich zu helfen wissen.



Bequemlichkeit in der Trockenperiode.

*

Ein Ängstlicher.

Ein biederer Schweizer Bürger kommt zu einem Autohändler, um sich die neuesten Modelle anzusehen. Mit großem Pathos ruft der Verkäufer:

„Mein Herr, dieses Auto wird Ihnen die Welt zeigen!“

Der biedere Schweizer schüttelt nachdenklich den Kopf. „Meinen Sie diese oder die andere?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.